Zum 100. Geburtstag von Gerhard W. Menzel am 18.02.2022
Rede Dagmar Winklhofer-Bülow am 05.05.2022
Leipziger Stadtbibliothek, Leuschnerplatz 10, Oberlichtsaal

Wenn jemand früh stirbt und er hat nicht nur ein paar alte Schuhe hinterlassen, so gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder wird er vergessen oder er wird heroisiert. Beides ist meinem, unserem Vater Gerhard W. Menzel zum Glück nicht widerfahren. Aus Anlass seines 100. Geburtstags treffen wir uns heute und gedenken seiner.

Ich danke von ganzem Herzen allen, die hier sind und am Entstehen der Ausstellung und der Feierstunde beteiligt sind, die sich auf den Weg gemacht und in Zeit, in Ideen wie in Unterstützung investiert haben. Das bedeutet mir und meinem Bruder Andreas Menzel sehr viel.

Was Gerhard W. Menzel geleistet hat, ist beeindruckend. Trotz schwerer und ihn immer stärker beeinträchtigender Krankheit hat er über zwei Dutzend Hörspiele bearbeitet und geschrieben, das mit 77 Aufführungen erfolgreichste Theaterstück der frühen 50er Jahre geschaffen, Erzählungen, Novellen, vier Romane, zwei Kinderbücher und zwei große Kunstmonografien geschrieben.

Gerhard W. Menzel war ein früh Vollendeter und ist mit gerade 58 Jahren auch früh gestorben. Ohne seine hohe Intelligenz und Sensibilität und seine eiserne Disziplin hätte er kein einziges Werk geschaffen, krank wie er seit dem 18. Lebensjahr war.

Ich möchte heute aber auch darüber sprechen, was Gerhard W. Menzel **nicht** geleistet hat. Hat er sich der Aufgabe seiner Generation, der Stalingrad-Generation, also gestellt?

Das Lied des Erfolges wurde 1922 an seiner Wiege nicht gesungen. Aber er war klug, diszipliniert und fleißig. Auf den besten Schüler seiner Heimatstadt Schkeuditz und Träger des Goldenen Sportabzeichens wurden Lieder gedichtet, a la „der Menzel, der sieben Einsen kriegt“.

Als er 11 war, schrieb Reichsjugendführer Baldur von Schirach einen deutschlandweiten Wissenswettbewerb aus. Dem Gewinner winkten Abitur und Studium. Gerhard gewann. Aber der Preis war die Laufbahn an einer Napola, der Kaderschmiede der Nazis für Kinder. Das verbot sein Vater Walter Menzel ganz strikt. Als SPD-Genosse, aktiver Gewerkschafter und Roter Elternrat in Sachsen war er vier Wochen nach Hitlers Machtantritt entsprechend des Beamtengesetzes vom 1. April

1933 entlassen, als Staatsfeind und Rädelsführer gebrandmarkt und zur Zwangsarbeit verpflichtet worden. Das passte also nicht zusammen. Gerhard blieb lebenslang die tiefe Sehnsucht, studieren zu dürfen.

Walter Menzel baute in den zwölf Jahren Zwangsarbeit beispielsweise am Schkeuditzer Autobahnkreuz und errichtete das Luppe-Sperrwerk im Leipziger Auwald mit. Im April 1945 ging er den Amerikanern mit einer weißen Fahne entgegen und wenig später der Roten Armee, um den Beschuss seiner Heimatstadt zu verhindern. Jeder Pimpf hätte ihn ungestraft erschießen können.

1949 ist er verhungert.

Bereits 1935 verloren Gerhard und sein jüngerer Bruder Rudolf ihre Mutter durch TBC und Walter Menzel seine Frau.

Was ein entbehrungsreiches, aber aufrechtes Leben war, wusste Gerhard also sehr früh. Diese beiden Pole ziehen sich durch sein ganzes Leben. Auch seinen Erfolg hat er sich immer hart erkämpft.

Was für eine Demütigung musste es beispielsweise für den sensiblen Jungen sein, wenn der Lehrer ihn nach 1933 nach vorn rief, um seinen Schädel zu vermessen und dann feststellte: Tja, leider ostische Rasse. Oder wenn ein anderer Lehrer der Ur-Leipziger Familie Menzel eine Herkunft von böhmischen Wenzels andichtete.

Gerhard liebte die Philosophie, Geschichte, Kunst und Literatur. Das war und blieb seine Welt, aus der ihn zeitlebens nichts und niemand vertreiben konnte.

Ein SPD-Genosse in der Schkeuditzer Leihbibliothek gab dem Schüler und Buchhändlerlehrling auch die Lektüre, die nach der Bücherverbrennung 1933 nicht mehr vorn im Regal stehen durfte. Er ließ ihn die indexierten Werke von Heinrich Heine, Thomas und Heinrich Mann, Hermann Hesse oder Maxim Gorki und Erich Kästner heimlich im Hinterzimmer der Bibliothek lesen. Das war für beide nicht ungefährlich.

Nach der mit Auszeichnung absolvierten Buchhändlerlehre in Leipzig lernte mein Vater bei der Arbeit im Verlag Haessel die hübsche, ehrgeizige und wissbegierige Dora Zeißler kennen. Kurz darauf, 1938, wurde er zum Arbeitsdienst eingezogen. Dorle war die Liebe seines Lebens und nach ihrer Heirat 1946 trennten sie sich bis zu beider Tod im Jahr 1980 keinen einzigen Tag freiwillig voneinander.

Im Arbeitsdienst erkrankte Gerhard Menzel lebensgefährlich an TBC und erholte sich ein Leben lang nicht davon. Dem tristen und von großer Angst besetzten Leben in Hitlers Lazaretten entfloh er gedanklich in die Welt der Literatur, der Kunst und der Philosophie. Mit kurzen Unterbrechungen hatte er sieben lange Jahre Zeit, um zu lesen, selbst zu schreiben und zu zeichnen. Bereits mit 17 Jahren hatte er die Werke von Kant, Hegel, Nietzsche und die großen französischen Philosophen gelesen und sprach mit unserer Mutter und mit Freunden darüber.

Die in dieser Zeit entstandenen ersten eigenen Werke blieben natürlich Fingerübungen, weil Menzel sein Thema noch nicht gefunden hatte. Das gelang ihm erst als Hörspieldramaturg des Mitteldeutschen Rundfunks, der er von 1948 bis zur Schließung des Senders 1952 war. Seine mehr als zwanzig Hörspiele waren geschickte Bearbeitungen großer weltliterarischer Vorlagen wie Gogols Toter Seelen und des Schwejk oder die eigene Suche nach aufrechten Vorbildern in der Geschichte. Er fand sie beispielsweise in dem Wissenschaftler Frederic Joliot-Curie oder in Friedrich Schiller.

Dass er sich bereits mit dreißig Jahren den Titel „Vater des Hörspiels der DDR“ erschrieben hatte, erfuhr ich erst nach seinem Tod durch einen Germanisten.

Gerhard Menzel spürte es früh: Literatur befähigt uns zu einem Spiel: wir leben viele Leben in einem.

Ein hochpolitischer Mensch äußert sich nicht politisch – warum?

Im Wissenschaftsverlag Vandenhoeck & Ruprecht erschien 2020 das Buch von Emilia Fiandra „Von Angst bis Zerstörung: Deutschsprachige Bühnen- und Hördramen über den Atomkrieg 1945 – 1975“. Ein Kapitel widmet sie Gerhard W. Menzels Hörspiel „Der Ruhm Frankreichs“ von 1950. Die Germanistikprofessorin aus Rom hat präzise die Zeit und die Intention erfasst, die meinen Vater damals angetrieben haben.

Das hat mich nachdenken lassen, warum ein so eminent an Politik interessierter Mensch sich nur in fünf frühen Texten politisch geäußert hat. Dabei wurden ja die Künstler in der DDR zu politischen und ideologischen Stellungnahmen in ihren Werken heftig gedrängt.
Es sind Menzels Werke

- das Hörspiel über Frédéric Joliot-Curie „Der Ruhm Frankreichs“, 09.08. 1950
- das Hörspiel „Der Weg des Julius Gasch“, eine Schweykiade, 1951,

- das Theaterstück „Marek im Westen“ von 1952, eine sehr erfolgreiche Schweykiade,
- das unvollendete Libretto zur Oper „Jan und Marie“, an dem er 1952 und 1953 für Paul Dessau arbeitete und
- die Erzählung „Ich will zum Volk gehören“ in der Anthologie „Hier und Heute“. Diese Anthologie edierte „sein“ Paul-List-Verlag Leipzig 1974 zum 25. Jahrestag der DDR. Menzel gab die Erzählung danach nie wieder zur Veröffentlichung frei. Er schildert darin seine Zeit als Dramaturg und Chefdramaturg des Mitteldeutschen Rundfunks, in die ja die Gründung der DDR fiel.

Warum also gibt es nur so wenige und nur in der frühen Zeit so etwas wie Bekenntnistexte in seinem Schaffen? Einerseits sicher deshalb, weil Menzel später sehr erfolgreich mit seinem eigenen Thema war, der Darstellung außergewöhnlicher Persönlichkeiten in ihrer Zeit.

Andererseits setzte Gerhard W. Menzel der stark ideologisierten Literatur der DDR ganz bewusst die exakte wissenschaftliche Forschung als Prinzip und als Grundlage seiner Texte entgegen. Damit war er wenig angreifbar in den schweren politischen Diskussionen, die die DDR mit ihren Künstlern anzettelte. Seine Enttäuschung über die Stagnation der DDR-Gesellschaft und ihren Umgang mit den Künstlern war groß.

Als er sich nach 1955 ganz der Prosa widmete, konnte und wollte Menzel den kulturpolitischen Vorstellungen und Wünschen jener Zeit nach Gegenwartsstoffen, die möglichst in der Produktion angesiedelt waren, nicht entsprechen.

Das bedeutete im Umkehrschluss, dass er keinen Vertrag mit einem der vielen volkseigenen Betriebe einging wie ausnahmslos alle anderen Künstler der DDR. Maler wählten Sujets „ihrer Brigaden“, Schriftsteller schrieben oft lediglich das Brigadetagebuch und waren ein paar Tage im Jahr in den Firmen anwesend. Mein Vater fand das weder ehrlich noch ehrenwert, weil damit die Lebens- und Arbeitswelt der Werktätigen nur simuliert wurde. Den Kollegen brachte es freilich ein stabiles Monatseinkommen, auf das unsere Familie verzichtete. Wir lebten zu viert viele Jahre von 116,40 Mark Invalidenrente im Monat. Als mein Vater durch den ersten Roman Honorare erzielte, verzichtete er 1960 freiwillig auf die Invalidenrente. Dieser Vorgang war auch juristisch in der DDR ohne Beispiel und er war unumkehrbar. Durch diese Konstellation war Gerhard W. Menzel, wie er selbst gern sagte, der einzige wirklich freie Schriftsteller der DDR.

Von den Ereignissen des 17. Juni 1953 war mein Vater extrem angegriffen. Sein Vater Walter war in der Novemberrevolution Roter Soldatenrat gewesen und 1921 in die Märzkämpfe in der Region Halle-Leipzig involviert. 1933 hatte er seinen Ältesten, Gerhard, zu den legendären großen Demonstrationen der SPD vor der Machtergreifung der Nazis mitgenommen. Und genau 20 Jahre später ließ der Arbeiter- und Bauern-Staat auf seine Arbeiter schießen und bezeichnete sie generell als Faschisten und Konterrevolutionäre, weil sie gegen politische und wirtschaftliche Missstände auf die Straße gingen.

Mit diesem politischen Rückzug nach dem 17. Juni waren erhebliche Konsequenzen verbunden. So hat Gerhard W. Menzel den Vorschlag zum Nationalpreis und andere verführerische Förderungen durch Friedrich Wolf oder Wolfgang Langhoff abgelehnt und sich zurückgezogen. Er hätte gemeinsam mit Konrad Wolf in Moskau bei Stanislawski studieren oder einen jahrelangen Genesungsaufenthalt mit der Familie in Zakopane wahrnehmen können und sollte unbedingt das junge Fernsehen der DDR in Berlin mit aufbauen, schlug aber alles aus. Natürlich war er schwer lungenkrank und die TBC brach immer wieder aus, aber seine Enttäuschung wog mindestens genauso schwer. 1953 zog er sogar die Aufführungserlaubnis für sein Erfolgsstück "Marek im Westen“ zurück. Es wurde durch die Zensur immer stärker verballhornt, weil Pazifismus – für seine, die Kriegsgeneration, ein historischer Imperativ - nicht mehr im Sinne der DDR-Führung war.

Menzels künstlerischer Neustart 1955 musste also auf einem politisch unverfänglichen Gebiet stattfinden und durfte kulturpolitisch nicht wieder zu „drehen" sein. So etwas in den 50er Jahren zu finden, war schon allein ein Kunststück.

Seine Geradlinigkeit hatte lebenslang einen hohen Preis: Geringe Auflagen in einem kleinen Verlag, begrenzte Möglichkeiten der Ausstattung seiner Bücher und fast bis zu seinem Tod die Ignoranz der wichtigen Rezensenten. Bis 1979 durfte keine einzige Rezension seiner Werke in der führenden kulturpolitischen Zeitung „Sonntag“ oder im Zentralorgan Neues Deutschland erscheinen. Dies hat ihn besonders geschmerzt, als beispielsweise 1975 die erste Auflage seines Moliére-Romans von 25. 000 Exemplaren ohne jede Werbung binnen vierzehn Tagen ausverkauft war, er aber von der Literaturkritik einfach nicht zur Kenntnis genommen werden durfte. Diesem Roman hatte er wie immer viele Jahre der Studien gewidmet, schließlich war das Thema das heikle Verhältnis von Macht und Kunst, Mächtigem und Künstler und das Spannungsfeld von überragendem Einzelnem und seinem Team. Vor allem hatte Menzel mit diesem großen Roman auch in der eigenen

Wahrnehmung sein ästhetisches Meisterwerk vorgelegt. Es wurde offiziell ignoriert, nur die Leser stimmten in der Buchhandlung ab.

Aber seine beiden Kinderbücher wurden Schullesestoff und die Kunstmonografie über Bruegel den Älteren brachte den internationalen Durchbruch in der Bruegel-Forschung und uns wie dem Staat Devisen.

Welche aufklärerische Kraft steckt in der Kunst? – Diese hochaktuelle Frage hat sich Gerhard W. Menzel in seinem gesamten Schaffen gestellt.

Er wollte für sich und seine Zeit die Frage beantworten, welchen Einfluss kulturelle Vorstellungen darauf haben, welchen Erzählungen wir glauben. Und wann wir Menschen anfangen, die Erzählungen anderer zu hinterfragen. Diese Themen sind heute aktueller denn je.

Wie arbeitete nun Gerhard W. Menzel?

Sein Verleger, der Cheflektor des Leipziger Paul-List-Verlages, Dr. Walter Franke, galt als der strengste Lektor der DDR. Menzel hatte bereits die fünfte Fassung seiner ersten großen Erzählung über Heinrich Heines Reise nach Deutschland geschrieben. Aber der Verleger wollte immer noch nicht veröffentlichen. Da fasste sich der ja bereits an Erfolg gewohnte Hörspiel- und Theaterautor ein Herz und sandte das Manuskript 1955 an Thomas Mann in die Schweiz. Katia Mann bestätigte den Empfang per Postkarte und die List funktionierte: Schon Anfang 1958 erschien Menzels "Wermut sind die letzten Tropfen".

Von diesem gestrengen Dr. Franke kolportierten Leipziger Schriftsteller später die Äußerung: „Wenn der Menzel schreibt, Schiller stieg 16 Stufen hinauf, dann gibt es in der Stuttgarter Kirche genau diese 16 Stufen. Und nicht 17 oder 15.“

Wissenschaftliche Genauigkeit und sprachliche Klarheit waren Gerhard W. Menzels Grundanliegen in einer extrem ideologisierten Zeit. Erst, wenn er so viele Quellen wie möglich zusammengetragen und ausgewertet hatte, begann er mit dem Schreiben.

Deswegen dauerte beispielsweise seine Beschäftigung mit dem Maler Pieter Bruegel d. Ä. auch mehr als 10 Jahre. Es entstanden eine international anerkannte Kunstmonografie und ein großer Roman. Bei jedem seiner belletristischen Werke und Kunstmonografien fand er neue Quellen. Beispielsweise waren es bei Heine Briefe. Bei Bruegel konnte

er nachweisen, dass er doch eine Bildungsreise nach Italien gemacht hatte, wie das verschollene 6. Monatsbild komponiert gewesen war und welches Motiv es darstellte.

Wie genau arbeitete Menzel denn unter den wissenschaftlich ja extrem reduzierten Bedingungen der DDR?
Man denke sich den Computer weg und das Kopiergerät, berücksichtige die Reisebeschränkungen und erinnere sich, dass sogar Schreib- und Durchschlagpapier rationiert waren und selbst eine Schreibmaschine nur auf Antrag beim Schriftstellerverband gekauft werden konnte, wenn es sie denn mal gab. Vor jedem Buchprojekt musste mein Vater seinen Verlagen unterschreiben, dass er keinen Reiseantrag stellen werde. Erst dann erhielt er einen Vertrag.

Wir hatten keinen Fernseher, aber einen riesengroßen Briefkasten. Durch ihn kam die Welt zu Gast in die Magdalenenstraße 3.

Mein Vater spannte ein enormes Netz von Mitarbeitern in den Fernleihen großer Bibliotheken und Archive, von Freunden und Bekannten weltweit und korrespondierte mit ihnen über Jahre. Selbst durchforstete er regelmäßig Bibliotheken und Antiquariate und kaufte sich alte Schriften und Erstausgaben.

Seine westdeutschen Freunde, allen voran Greta Link, gingen für ihn in die Galerien der Welt und beschrieben ihm die Gemälde, die er nicht im Original sehen durfte. Er wünschte sich Bücher und Fotografien von ihnen, las und forschte.

In unserer kleinen Wohnung quollen buchstäblich aus allen Ecken Bücher, Zeitschriften, Dokumente, Fotografien. Nur er wusste genau, welches Dokument er in welchem der riesigen Bücherstapel fand.

Wie sah so ein Arbeitstag aus?

Ihn inspirierte, was man sich von Thomas Manns Arbeitsalltag erzählte und er ritualisierte es ähnlich, obwohl er nicht annähernd die Möglichkeiten der Lebensgestaltung hatte wie das große Vorbild.

Morgens 5.30 Uhr stand er auf, schrieb die ersten Gedanken nieder. Während wir Kinder in der Schule waren, schrieb er seine Texte. Aus unglaublich vielen Notizen, Exzerpten und Skizzen entstand der handschriftliche Rohtext. Der erfuhr viele Korrekturen, ehe er mit dem Füller in ein Reinschriftheft geschrieben wurde. Auch da griff Menzel noch ein, wenn er beim Vorlesen im kleinsten Familienkreis mit einer

Stelle nicht zufrieden war. Dieses Reinmanuskript schrieb meine Mutter dann spätabends mit der Schreibmaschine ab. Fünf Durchschläge verlangten die Verlage. Da musste unsere Mutter schon den kräftigen Anschlag einer Pianistin haben, damit das sechste Blatt auch noch lesbar war. Das Klappern der Schreibmaschine hat so manchen unserer Kinderträume begleitet.

Am Nachmittag recherchierte unser Vater, las, exzerpierte und spielte mit dem Fortgang der Handlung. In Gedanken entstanden die Szenen, die er am nächsten Morgen zu Papier bringen wollte. Oft las er spätabends einen guten Prosatext, am liebsten Thomas Mann, damit sich ihm die Tonalität einprägte.

Einmal in der Woche wurde „die Post gemacht“. Mein Vater diktierte meiner Mutter in den Stenoblock die vielen Briefe an Verlage, Archive, Museen, Galerien, Bibliotheken und manchmal auch an Freunde.

Jeder neue Fund beispielsweise aus dem Archiv in Gent war Grund für anhaltende Freude, an der dann auch Freunde und Bekannte teilnehmen durften. Das wiederum war eine Aufgabe unserer Mutter. Aus heutiger Sicht und da ich selbst in dem Beruf arbeite, würde ich Dora Menzel als seine Pressesprecherin bezeichnen.

Wer so arbeitete, spekulierte nicht auf finanziellen Reichtum. Menzel hat anhand des Moliere-Romans 1975 einmal ausgerechnet, dass sein Stundenlohn neunzehn Pfennige betrug. Er schüttelte darüber den Kopf und machte sich über sich selbst lustig; doch es machte ihn nicht bitter.

Wer waren nun die Freunde und warum?

Dr. Franz Hauptmann – Als Chefdramaturg am Leipziger Schauspielhaus ermöglichte der väterliche Freund dem angehenden Schriftsteller eine Hospitanz am Theater. Die konnte er wohl nur selten wahrnehmen, denn die Theaterproben fanden tagsüber statt und Gerhard W. Menzel arbeitete bis 1948 als Leiter der statistischen Abteilung der Leipziger Verkehrsbetriebe. Franz Hauptmann erkannte aber das große Talent. Er war es wahrscheinlich auch, der dem jungen Mann, der unbedingt Dramatiker werden wollte, nahelegte, sich im modernsten Funkhaus Europas als Hörspieldramaturg zu bewerben. Am 17. Juni 1953 wurde Dr. Franz Hauptmann in Leipzig mit Mord gedroht. Entsetzt floh er mit seiner Frau nach Mainz. Die tiefe Freundschaft der beiden Männer aber dauerte ein Leben lang an.

Paul Dessau – Der aus dem Exil gekommene Komponist hatte mit Bert Brecht gemeinsam die Oper „Lucullus“ geschrieben. Die DDR-Kulturpolitik verurteilte sie scharf. Seit der Premiere seiner Schwejkiade „Marek im Westen“ in den Kammerspielen des Deutschen Theaters am 11. Mai 1952 war der junge Gerhard W. Menzel der neue Star am Theaterhimmel. Das Stück war landauf, landab ein riesiger Publikumserfolg. Hochrangigen DDR-Politikern missfiel allerdings die pazifistische Grundaussage des Stücks, weil sie längst an einer Bewaffnung der DDR arbeiteten. Der Text erfuhr seit Juni 1952 von Aufführung zu Aufführung immer schlimmere Eingriffe, was sogar dem eigentlich übelwollenden Rezensenten des „Spiegel“ aus Hamburg böse aufstieß. Menzel nahm die Aufführungsrechte enttäuscht zurück.

Seit 1952 hatten Dessau und Menzel engen Kontakt, sahen sich oft. Telegramme flogen fast täglich hin und her. Sie arbeiteten an der Oper „Jan und Marie“. Darin wollten die beiden nichts Geringeres als die Menschheitsgeschichte in einer Faustiade darstellen. 1956 musste mein Vater die Arbeit am Libretto dann endgültig einstellen, weil er dringend Geld verdienen musste.

Professor Dr. h.c. Gerhard Keil – Der Verleger des E. A. Seemann Verlages war ein enger Studienfreund aus der gemeinsamen Zeit an der Fachschule für Buchhändler in Leipzig. Anfang der 60er Jahre fanden sich die beiden wieder und schmiedeten Pläne der Zusammenarbeit. Nach zehn Jahren Forschungsarbeit und keiner Reise in die Galerien in Madrid oder London war Gerhard W. Menzels Kunstmonografie über Pieter Bruegel d. Ä. für den Seemann Verlag fertig. Dieses Buch eines Mannes, der nie Kunstgeschichte studiert hatte, gilt bis heute als Meilenstein der Bruegel-Forschung. Um in die Reihen des Verlages zu passen, musste der Text fast um die Hälfte gekürzt werden. Gerhard Keil ermutigte daraufhin seinen Freund zu dem Roman „Pieter der Drollige“. Die Freundschaft bestand lebenslang, auch zwischen den Familien.

Hans und Ilse Seiffert – Die Leipziger Übersetzer genossen mit ihren wunderbaren literarischen Übersetzungen den höchsten Respekt. Die Liebe von uns Kindern eroberten Sie sich mit der Übersetzung der Schatzinsel von Robert Louis Stevenson.
Hans Seiffert war vor dem 2. Weltkrieg ein Autor der Satirezeitschrift „Der Drache“ gewesen. Die Weigerung, sich von seiner jüdischen Frau Ilse zu trennen, brachte ihn um Lohn und Brot und ins KZ Dora wie ins Strafbataillon 999. Seine Frau überlebte Ravensbrück und Theresienstadt. Diesen beiden wunderbaren Menschen haftete nichts Bitteres an und sie steckten voller Anekdoten.

Professor Kaemmel – Er war der Ehemann der Sekretärin des Schriftstellerverbandes in Berlin und der einzige bürgerliche Finanzwissenschaftler, den die DDR im Hochschulbetrieb dauerhaft duldete. Ein Mensch vor hoher Bildung und großem Kunstsinn, ein Sammler. Wunderbare Briefe wurden gewechselt, Bücher ausgetauscht, und die Familien besuchten sich.

Dr. Hanns Georgi, der letzte Spätimpressionist der DDR, war ein kongenialer Illustrator der beiden ersten Romane unseres Vaters. Seine Arbeiten muteten an wie die Grafiken Max Schwimmers. Dr. Georgi und mein Vater pflegten einen regen Briefwechsel, getroffen haben sie sich stets zur Leipziger Buchmesse und nur ein einziges Mal besuchten wir ihn in seinem Atelier in Sebnitz.

Der am weitesten gereiste Gast in der Magdalenenstraße war **Paul Engel Rosenfeld.** Er schrieb von Equadors Hauptstadt Quito aus unter dem Pseudonym **Diego Viga** seine Romane über drängende Probleme Südamerikas. Die Honorare des Paul List Verlages verlebte er zu gern in Europa. Auch er ein wunderbarer Weltbürger, ein stolzer Jude und für mich der Professor, der die Indianer kannte, für meinen Vater ein weiteres Auge in die Welt. Sie diskutierten beispielsweise darüber, wer eigentlich hinter B. Traven stecke und wie anders man in Equador lebte. Die Küche meiner Mutter und die Wärme unserer Familie mochte Paul Engel sehr.

Unter den Leipziger Kollegen schätzte mein Vater besonders den Lyriker **Georg Maurer** und die Erzähler **Erich Loest** und **Joachim Nowotny**. Sie nahmen ihre Arbeiten wechselseitig sehr genau wahr und so wurde jedes auch nur zufällige Treffen ein Fest der Wertschätzung.

Dr. Werner Légere und **Friedrich Lange** waren mit meinem Vater durch die Liebe zu historischen Stoffen und die Lebenslust eng verbunden.

Etwas ganz Besonderes war die lebenslange Freundschaft zu **Greta und Professor Christian Link.** – Aus einer anfänglichen Brieffreundschaft zu Greta wuchsen ein intensiver Austausch und eine Zugewandtheit über Grenzen, die ihresgleichen suchen. Greta war unser Auge in die Welt. Ihre feinen Beobachtungen in den Gemäldegalerien der Welt für Gerhard W. Menzel flossen in seine Bücher ein. Ihre Briefberichte von der Weltreise nach Australien oder in den Iran faszinierten uns. Familie und Freunde saßen in der Magdalenenstraße in großen Runden beisammen und meine Mutter las diese Briefe vor.

Mit ihr und ihrem Mann Christian entzündeten sich fröhliche Diskussionen bei jedem Besuch. Lange und ernsthaft wurde beispielsweise über literarische Arbeiten von Gerhard W. Menzel, vor allem aber über die westliche Kunstszene, die 68er oder das 2. Vatikanische Konzil gesprochen. Wir Kinder waren fasziniert und lernten mit den Ohren.

Eingesperrt in die DDR - diese Sehnsucht nach Welt – so kann man all die Freundschaften unseres Vaters wohl beschreiben.

Gerhard W. Menzel war auch der Mittelpunkt einer wirklichen Großfamilie, die eng zueinander stand. Ich bin glücklich, mit so vielen Verwandten aufgewachsen zu sein. Das macht stark. Aber unsere Zeit allein mit den Eltern war für uns Kinder doch oft recht knapp. So gab es beispielsweise selten eine Mahlzeit ohne Gäste. Oft tauchten Verwandte auf, die ich als Kind noch nie zuvor gesehen hatte. So hielt ich auch eine Bleistiftzeichnung meines Vaters von Goethe und Schiller lange für das Abbild entfernter Verwandter, die bestimmt irgendwann zum Abendessen klingeln würden.

Hat Gerhard W. Menzel sich also der Aufgabe seiner Generation künstlerisch gestellt?

Meine Antwort lautet: ja und nein.

Ja, weil nach der Erfahrung der Nazizeit ein tiefes demokratisches und humanistisches Grundanliegen seine Werke durchzog. Er transportierte menschliche und künstlerische Vorbilder in seine Zeit.

Nein beziehungsweise noch nicht, weil er sich der Bewältigung der Erfahrungen seiner, der Stalingrad-Generation, literarisch nicht direkt gestellt hat. Seine Erlebnisse in Hitlers Lazaretten haben Gerhard W. Menzel bis zum Schluss gepeinigt. Das sollte ein Roman werden. Aber er sagte mir immer wieder, dass er sich dem künstlerisch noch nicht gewachsen fühle.
Diese Frage habe ich später dem etwas jüngeren Günter de Bruyn gestellt. Er bejahte heftig.

Wären Gerhard W. Menzel mehr als 58 Lebensjahre vergönnt gewesen, er hätte sich dem Thema gestellt.

„Ich möchte so schreiben, dass ich auch in 20 Jahren noch gelesen werden kann.“

Aus den vielen Episoden, die belegen, dass der Wunsch von Gerhard W. Menzel bis heute funktioniert, habe ich einige ausgewählt:

Geschichte 1:
Der Bruegel-Kunstband, an dem er zehn Jahre gearbeitet hatte, war gerade erschienen. Mein Vater war wieder mal „inkognito“ unterwegs in der Kunstbuchhandlung an der Mädlerpassage. Er beobachtete, wie ein junger Mann das Buch kaufte und dem Buchhändler erzählte: "Eigentlich wollte ich mir ja eine Jacke kaufen, dafür hatte ich das Geld gespart. Aber auf dieses Buch habe ich so lange gewartet, da kann ich mir jetzt keine Jacke kaufen. Sonst ist es vergriffen."

Geschichte 2:
Als ich ab 1990 bei Sachsenradio/MDR arbeitete, kam der ehemalige Mitarbeiter meines Vaters, Gerhard Rentzsch, auf mich zu. Er fragte, ob ich wirklich die Tochter von GWM sei und sagte: "Ihr Vater war hier eine Legende. Ich bewundere ihn bis heute.“

Geschichte 3:
Ich hatte die schreckliche Angewohnheit, überall, wo ich hinkam, die Bücherschränke zu inspizieren. Danach wusste ich, mit wem ich es in etwa zu tun hatte. Als mich 1991 zum ersten Mal mein späterer Mann Hans Georg Bülow nach Hamburg einlud, hatte ich sofort seinen Bücherschrank im Blick. Was sehe ich? Gerhard W. Menzel, Wermut sind die letzten Tropfen und Gerhard W. Menzel, Ein Stern weicht nicht aus seiner Bahn. Ich wusste, hier bin ich richtig.

Geschichte 4:
Zur Leipziger Buchmesse 1996 stand ich zufällig neben Erich Loest im übervollen Fahrstuhl. Ich sprach ihn an mit den Worten, dass das für mich ein gutes Zeichen sei, ihm als Erstem auf der Herbstmesse zu begegnen. Er sagte: „An Gerhard W. Menzel habe ich viele und nur gute Erinnerungen.“

Geschichte 5:
Schillerjahr 2005. Alle Welt hatte sich beeilt, neue Schillerromane und -Biografien zu schreiben und die älteste Freundin der Mutter meines Mannes, die hoch gebildete Verlegerwitwe Irmgard Neukirchen in Rostock, las noch im Alter von 100 Jahren viele der Neuerscheinungen. Ich fragte: „Na Irmgard, hast Du all die neuen Schillerbücher schon gelesen?“ Sie: "Nein, bei Schiller bin ich eigen. Da lese ich lieber zum 10. Mal den wunderbaren Schillerroman von dem Menzel.“ Bis dahin wusste sie nicht, dass das mein Vater war.

Geschichte 6:
2008 edierte der Seemann Verlag zu seinem 150-jährigen Bestehen die 150 besten Bücher neu. Darunter die Vermeer-Monografie meines Vaters. Cheflektorin Caroline Keller traute mir als ehemaliger Lektorin zu, den Text zu lektorieren und etwas zu kürzen. Ich hatte Bammel, dass vielleicht ein paar Stellen doch nicht mehr in unsere Zeit passen könnten. Das war nicht der Fall und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Geschichte 7:
2013 war ich in Hamburg eingeladen zur Vernissage einer Ausstellung zur Entstehung des Kunstmarktes; natürlich in den Niederlanden. Im Vortrag des Professors aus Nordrhein-Westfalen hörte ich erstmals seit meiner Jugend etwas Neues aus dieser Goldenen Zeit. Im Gespräch wollte er den Namen meines Vaters wissen. Er, wie aus der Pistole geschossen: "Ja, **das** war eine Koryphäe."

Geschichte 8:
Der Schulbuchverlag Cornelsen hat 2019 ein interaktives Lehrbuch für den Deutschunterricht herausgebracht. Als einziges Beispiel, wie die Schüler Dialoge lernen können, ist Gerhard W. Menzels Schiller - Hörspiel „Die Flucht" von 1956 ausführlich zitiert. Den Autodidakten hätte es sehr gefreut.

Geschichte 9 hat mir ein Freund erzählt. Seine Bekannte klagte, dass ihre Enkel nicht läsen. Plötzlich kam ihr eine Idee: „Ich versuche es mal mit dem „Clown Pallawatsch". Den habe ich selbst als Auszeichnung in der 1. Klasse bekommen und damals in einem Zug durchgelesen. D e r Kinderkrimi muss sie doch interessieren."

Geschichte 10:
Mein Vater hatte mir zu Weihnachten 1959 die selbst illustrierte und schön gestaltete Geschichte vom Clown Pallawatsch geschenkt, eine moderne Emil-und-die-Detektive-Geschichte. Zwei Lektorinnen des Kinderbuchverlages entdeckten das Manuskript in der Magdalenenstraße. Sie wollten den Text veröffentlichen, verlangten aber, dass mein Vater die zentrale Figur eines älteren Jungen im Manuskript in einen Pionierleiter verwandeln sollte. Widerstrebend hat er es getan. Als ich vor wenigen Wochen das Buch wieder las, fand ich nur drei Stellen wo er sacht eingefügt hatte, „Harald, der Pionierleiter". Erpressbar war Gerhard W. Menzel also nicht.

Aufrechtes Leben im falschen System – ja, es war möglich. Gerhard W. und Dora Menzel haben es gelebt und uns Kinder gelehrt, wie das geht.

Gerhard W. Menzel als Experte für Sprache, für Dialog, für aufrechtes Handeln in schweren Zeiten – das ist modern und das ist für mich die Botschaft von ihm an uns.

Für mich ist die Feier heute **kein Abschluss**, sondern ein Kickoff.
Das marginale Interesse des Westens am Osten hat sich auch mehr als 30 Jahre nach der Wiedervereinigung nicht gewandelt. Deswegen möchte ich mit Verbündeten und Freunden wie Michael Hametner, Anselm Hartinger, Johannes Heisig, Frank-Bernhard Müller, Detlef Rentsch, Raban Ruddigkeit und Norbert Wehrstedt ein Projekt aus der Taufe heben, mit dem sich Leipzig auf moderne Art der Künstler seiner Vergangenheit versichern kann. Ich nenne es **„Künstlerspur durch Leipzig“** und möchte heute Ihnen, Frau Bürgermeisterin Dr. Skadi Jennicke, das Konzept übergeben. Damit wollen wir auch Sie mit der Idee der Künstlerspur durch Leipzig anstecken und Sie herzlich um ihre Unterstützung bitten.

Wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart. Tun wir was!